

Die Stadt ist in der Agglo angekommen

Autor(en): **Züger, Roland**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **101 (2014)**

Heft 9: **Wohnen in der Agglo = Habiter l'agglo = Living in the agglomeration**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-515201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Stadt ist in der Agglo angekommen

Roland Züger

Man nimmt es nur aus resignierter Gewohnheit hin, dass in Wohnungsbauwettbewerben auf Zürcher Stadtgebiet fast immer nur Siedlungs-Muster gewoben werden – und erlaubt sind: frei stehende Blöcke mit mehr oder weniger Abstandsgrün. Die Mehrausnutzung der Grundstücke im Rahmen der «Arealüberbauung» vermochte in traditionellen Wohnvierteln trotz baulicher Dichte kaum je eine städtische Mischung zu erzeugen. Jüngstes Beispiel dieser Misere ist die Überbauung Rautistrasse der Zürcher Architekten Undend. Die scheinbar locker verteilten Volumen verkrampfen sich im Erdgeschoss. Sie lassen kein städtisches Flair erwarten, vielmehr einen Archipel von kleinen Wohntürmen im Grünen.

Die Anforderung, heute ein echtes Stück Stadt zu entwickeln, ist aber auch grandios: Sie setzt voraus, dass nicht Häuser, sondern Strassenräume geplant werden. Das Verständnis für die Stadt endet jedoch meist an der Parzellengrenze, und der Strassenraum-Querschnitt verkümmert. Selten bringt ein Investor den Mut auf, die ersten Neubaujahre mit nutzungsflexiblen, weil überhohen Erdgeschossen zu «überwintern». Dem Spruch von Luigi Snozzi: «Baust Du einen Weg, ein Haus, ein Quartier, dann denke an die Stadt», spricht die aktuelle Stadtproduktion Hohn. Versucht nun Vittorio Magnago Lampugnani wieder ein städtisches Muster zu weben – mit gemischten Fäden gar und nicht nur mit Wohnungsbau – ist ihm unser Respekt sicher.

Vielleicht ist es die Angst vor dem Vorbildhaften, die Lampugnani-Kritiker antreibt? Klar: Die Ränder des Richti-Quartiers sind kantig und scharf, fast aggressiv die Blockzuschnitte, – mit dem Tortenmesser angerichtete Real-Estate-Stücke. Der Mailänder Meister hat das Blockrandmuster aus dem 19. Jahrhundert der periurbanen Stadtentwicklung gefügig gemacht und weiterentwickelt: Das uniforme Raster

weicht in Wallisellen individuell zugeschnittenen Blöcken. Die Strassenräume, die Proportionen von Volumen und Zwischenraum wirken vertraut und überzeugend. Und die Blockrand-typischen Probleme der Verschattung und zu grossen Nähe lassen sich offensichtlich lösen. Was der Marktlogik dienlich scheint, ist der Orientierung zuträglich. Unterstützt wird diese auch durch das Allianz-Hochhaus von Wiel Arets, das, mit dem Block verschmolzen, auf den angenehm abgeschirmten Platz im Herzen des Quartiers ausstrahlt.

Die grösste, ins Auge fallende Stärke von Lampugnani Stadtentwurf ist sein bildhaft geschlossenes und starkes Layout. Trotz Unwägbarkeiten der Planung und Vermarktung ist ein lesbarer Stadtteil entstanden. Die starke Form antwortet letztlich auf die delikate Frage, wie man einen Stadtteil gegenüber dem Eingang zu einer Schweizer Shoppingmall der ersten Stunde etabliert. Lampugnani antwortet nonchalant, ohne öffnende Geste, aber mit starker Präsenz. Und gerade die Ausbildung der Sockelgeschosse, die «Stadt auf Augenhöhe» ist ein grosses Versprechen: Zur Mittelachse mit metropolitaner Arkade, zu den Seitengassen mit Vorgärten und mit manchmal besser (Diener) manchmal schlechter (SAM) gelungenen Hochparterrewohnungen: Das problematische «Zürcher Untergeschoss» (vgl. wbw 6–2013) scheint hier auf jeden Fall weit weg.

Aber was wäre der Stadtteil ohne seine Anbindung, – ohne die Stadt? Wohl kaum eine Neustadt ist derart gut an S-Bahn, Tram (Glattalbahn) und Autobahn angebunden wie das Richti, das direkt am Bahnhof Wallisellen liegt. Das war die raumplanerische Voraussetzung für die hier realisierte Dichte, mag man einwenden. Aber diese ist erst dadurch richtig sinnvoll.

Nicht zuletzt schält sich auf dem Areal eine Qualität heraus, die der Grossstadt eigen ist: die Anonymität. Emotional weit weg vom alten Wallisellen, findet hier eine gut verdienende und gebildete Mittelschicht mit Migrationshintergrund ihre Heimstatt. Für 2300 Franken sind 95 Quadratmeter Milano-Wohnen zu haben, wie die Maklerauslage verspricht. Neue Genossenschaftswohnungen in der Stadt Zürich sind oft teurer. Das Areal ist trotzdem kein Familienghetto, obwohl sich gerade der Lampugnani- und der Diener-Block sehr gut zum Wohnen mit Kindern eignen. Die Architektur beider nimmt sich auf der Hofseite vornehm zurück, um dem anonymen

Kollektiv Raum zu schaffen. Der Mailänder Block ist grösser, dementsprechend der architektonische Rahmen zurückhaltender, im Diener-Block ist dieser stärker präsent. Beiden gemeinsam ist: Das gleichgültig-ungestörte Leben nebeneinander ist erst möglich durch einen gewissen Grad an Anonymität, – bereits für den Soziologen Georg Simmel war diese eine Grundvoraussetzung von Urbanität. Die Frage ist nur: Warum entsteht Stadt in diesem Sinn heute nur in der Agglo? —

Der Blockrand bleibt Fragment

Tibor Joanelly

Zuallererst: es geht hier nicht um das Bauen von Stadt. Sondern um die Bebauung eines isolierten Areals. Eine Stadt bauen würde heissen, viele Lebensstile zuzulassen und über Arealgrenzen hinaus zu planen. Gestaltender Städtebau, so wie ihn Vittorio Magnago Lampugnani einfordert, behielte in einer Person zwischen Planung und Formgebung wenn nicht die ganze Stadt, so doch die unmittelbare Umgebung im Blick; er umfasste entweder mehr oder weniger als ein Areal. Aus diesem Grund sprach ich an anderer Stelle vom «Städtebau als Architektur mit erweiterten Mitteln» (in wbw 4–2013 und in der Neuen Zürcher Zeitung vom 22. März 2014). Redet man heute über Städtebau, so geht dies alleine im Plural. Aus dieser Perspektive wird mein Kommentar zwingend zur Architektur-, Stil- und Kulturkritik.

Typologisch: Gegen den Block als Grundbaustein eines Stadtteils ist nichts einzuwenden, im Gegenteil – es ist interessant zu beobachten, welches

Potenzial an Lebensqualität er heute noch freisetzen kann. Es wäre freilich auch interessant aufzuzeigen, wie der Baublock zum Bild und Inbegriff von «Stadt» erstarrt ist und wie dieses Bild von den Immobilienentwicklern ausgebeutet wird. Im Baublock kommen der Pragmatismus der Architekten und Planer und die Interessen der Bauwirtschaft in Einklang. Vielleicht erklärt gerade dies die durchgängig hohe architektonische Qualität der einzelnen Baufelder auf dem Richti-Areal?

Stilistisch: Meine zweite Kritik richtet sich gegen den im «Richti» vorherrschenden Historismus (mit Ausnahme vielleicht der Baufelder von Diener & Diener, Max Dudler und ja, leider: Wiel Arets). Auch wenn ich persönlich die Atmosphäre von Mailands Architektur schätze, so frage ich mich, was Mailand – so direkt umgesetzt in Lampugnani's Baufeld – mit Wallisellen gemein haben kann und woran es wohl liegen mag, dass so viel Aufwand in die Neu-Entwicklung historischer Formen investiert wurde. Ein Urteil kann sich an zwei Fragen bilden: Ist es gut gemacht? Und gefällt es mir? Beide Fragen muss ich bejahen, und dennoch beschleicht mich ein Zweifel. Womit wir bei kulturellen Fragen angelangt wären.

Die mit historischen Formen arbeitende Architektur kann sich dem Zwang der Moderne nicht entziehen: Sie ist in derselben Falle gefangen wie die vulgär «moderne» der sie umgebenden Agglo, gegen die sich Lampugnani's Städtebau ja wendet. Mit Bruno Latour gesagt: «...für die Modernen – wie auch ihre antimodernen Feinde [...] – ist der Pfeil der Zeit ohne Ambiguität: Man kann vorwärtsgehen, muss dann aber mit der Vergangenheit brechen; man kann sich auch dafür entscheiden, zurückzugehen, muss aber mit den modernistischen Avantgarden brechen, da diese radikal mit der Vergangenheit gebrochen haben.»¹ Warum soll hier nicht an die Moderne und all ihre «Ismen», Ableitungen und Vulgarisierungen angeknüpft werden, die ja die Schweiz und die «Agglo» seit 100 Jahren prägen und so eine eigentliche Tradition begründet haben? – Warum wird der durch sie geprägte Kontext so ostentativ negiert? Es geht mir nicht darum, Architektur und Planung auf dem Richti-Areal des Antimodernismus oder seines Gegenteils zu überführen. Lampugnani schreibt denn auch dazu: «Uns interessiert es kein bisschen, ob wir modern oder unmodern sind.»² – Es geht mir vielmehr